

Guido Kehler war mit Silvia Gordi, der Tochter des reichlichen Sammlers und Antiquitätenhändlers Balthasar Gordi, so gut wie verlobt. Die Eltern waren über die Sache unter sich längst einig; Guido war von den Reizen Silvia's ganz gefangen, und auch Silvia hatte an dem lebenswürdigen, tüchtigen und dabei über ein beträchtliches Vermögen gebietenden jungen Mann nichts auszuweisen. Dennoch wurde die Verlobung immer wieder hinausgeschoben. Denn Silvia war noch sehr jung, kaum siebzehn Jahre alt, und sie sollte doch erst erstarken an Leib und Seele, ehe sie als Frau Kehler in das alte Patrizierhaus am Stadtpark einziehen sollte. Guido war schon etwas ungeduldig geworden, seinem Temperament behagte dies allzu lange Warten nicht — man hatte ihn ja noch nicht einmal der Familie seiner Auserwählten vorstellt. Es waren nämlich einige Onkels da, alte, reiche Junggefallen, die bei der Entscheidung über die Zukunft Silvia's ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatten.

Endlich erhielt Guido vom alten Gordi eine Einladung, nächsten Sonntag bei ihnen zu essen. „Meine Brüder Michael und Anton werden auch dabei sein — hieß es am Schluß der Einladung, und Guido fühlte gleich heraus, wie wichtig die Anwesenheit dieser Herren für sein künftiges Leben sein würde.

Das Mittagessen nahm einen heiteren Verlauf. Nichts hörte die Gemüthslichkeit des familiären Besamenseins. Von den jungen Leuten und ihren Absichten wurde gar nicht gesprochen. Man betrachtete das als eine selbstverständliche, abgemachte Sache, von der es gar nicht lohnte, besonderes Aufhebens zu machen. Die Brüder sprachen lieber von geschäftlichen Dingen, von der Schlichtigkeit der Zeiten und der Schwierigkeit, selbst mit einem bescheidenen Vermögen ein ruhiges Dasein zu leben, was freilich von Leuten, die über Hunderttausende gebieten, ein sonderbares Gespräch war. Guido, der in freierer, nicht so staubtrockener, kaufmännischer Atmosphäre aufgewachsen war, fiel von einem Erstaunen in's andere darüber, die Brüder Gordi in solcher Weise von Geld und Welt sprechen zu hören. Der alte Balthasar, sein zukünftiger Schwiegervater, ein verträgliches Milianer, ließ es sich besonders angelegen sein, auseinander zu setzen, wie schwer es hält, sich ein ruhiges, sorgenfreies Alter zu sichern.

„Und dennoch,“ meinte er im Laufe des Gesprächs, „von einer weichen Regierung übermüht, wie wenig Freude bietet dennoch dieses Leben, wenn man nur für sich arbeitet, nur an sich denkt, nur eigene Rinde befolgt und nicht zugleich ein offenes Auge und reges Mitgefühl hat für das soziale Elend, das uns umgibt.“

„Du hast recht, Balthasar,“ stimmte ihm Michael bei, an einem Glase Süsswein nippend, „man soll auch im Wohlstand seiner minder glücklichen Brüder gedenken. Gott sei Dank, ich habe mir es angeeignet, von dem Wenigen, das ich ererbte, auch der nothleidenden Menschheit etwas zuzumachen zu lassen. Ich bin ja, wie Ihr wißt, Vorstand des Vereins gegen Haus- und Straßenbettel und habe auch ein halbes Bett im St. Johannes-Hospital gestiftet.“

„Die andere Hälfte ist von mir,“ ergänzte Anton; „nichts macht mir ja größere Freude, als Gutes thun, Wohlthaten erweisen.“

„Und, meine Lieben,“ nahm wieder Balthasar, Silvia's Vater, das Wort, „welche innere Befriedigung bietet uns doch das Bewußtsein, Gutes gethan, Noth gelindert, Gram und Kummer verschafft zu haben. Na, ich behaupte sogar auf das Bestimmteste, daß jede Wohlthat in unmittelbarer Folge die Vergeltung mit sich bringt. Wer Wohlthat hat, einen Wechsel auf das Glück gezogen. . . . Ich spreche aus Erfahrung. . . . Vor einiger Zeit — es mag an die vier Jahre her sein — habe ich etwas erlebt, das mir deutlich zeigte, daß Wohlthat immer seine Zinsen trägt.“

„Ach, Papa,“ mischte sich jetzt Silvia mit ihrer glöcklichen Stimme in's Gespräch, „Du meinst gewiß die Geschichte von der armen Frau aus der Kugelgasse, nicht wahr?“

# Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 21. November 1902

Jahrgang 23 No. 12.

Damit führte er ein mächtiges Stück Trüffelpastete zum Munde, die er behaglich schmagend verzehrte. „Es ist ja eigentlich kaum der Rede werth,“ hub der alte Gordi zu erzählen an, „aber die kleine Geschichte zeigt doch, daß wir oft ganz unbewußt Werkzeuge der Vorsehung sind. . . . Wie gesagt, vor etwa vier Jahren war es, da gebe ich eines Tages ganz zufällig durch die Kugelgasse. Ich hatte eigentlich dort nichts zu schaffen, aber als Sammler pflege ich manchmal ohne bestimmtes Ziel durch die Stadt zu bummeln. Man weiß ja nie, ob das Schicksal oder der Zufall einem nicht etwas Lohnendes quer über den Weg legt wie mir das ja schon so häufig zugestossen ist. . . . Ich gebe also langsam schlendend durch die Kugelgasse, da erblicke ich auf einmal unter der Thoreinfahrt eines der großen Mietshäuser eine ganz in Schwarz gekleidete Frau, noch gar nicht alt, mit intelligenten Zügen, aber so elend, abgehärtet, arameckfüßig. . . . Ihre Augen waren eingefallen, ihr Gesicht verjaug sich schmerzhaft, sie konnte sich schleierhaft kaum aufrecht halten. Ein Blick auf dieses Bild menschlichen Jammers genügte mir. Ich lief rasch über die Straße zu der Frau und stützte sie, sonst wäre sie gewiß niedergelunken.“

„Wie gut Du bist,“ flüsterte Silvia beneid.

„Das sieht Dir ähnlich, Balthasar,“ rief Michael, „Du warst immer edelgütig — ich darf aber wohl sagen, das leidet schon so in unserer Familie. Also Du eilstest dem armen Weib zu Hilfe. . . .“

„Ja, ihre Schwäche ging aber bald vorüber, ich hatte sie ja auch an meinem Nischchen mit Hoffmannstropfen riechen lassen. . . .“

„Oh, Papa!“

„Auf meine sanften Fragen nach dem Grund ihres Kummers konnte sie mir erst gar nicht antworten, sie war zu schwach und auch zu schüchtern. Endlich sagte sie sich aber ein Herz, sie merkte es ja schließlich doch, wie gut ich es mit ihr meinte, und da vertraute sie mir ihren ganzen Jammer an. Sie sei Witwe, habe zwei kleine Kinder und befände sich in zweiwöchiger Laue. Ohne Geld, ohne Einkommen, ohne Gönner. . . . Alles Entbehrliche habe sie bereits verkauft, nun sei sie aber am Neuhäusern angelangt. Seit drei Tagen habe sie kein Brod mehr im Hause, den Anblick der hungernden Kinder könne sie nicht länger ertragen. Da sei sie hinausgegangen, um, wenn nicht anders, zu betteln. Da stände sie nun schon seit einer Stunde, sie hätte es aber nicht über sich gewinnen können, Jemanden anzusprechen. Nun war sie nahe daran, vor Kummer und Schwäche umzufinken, als ich ihr gerade zu Hilfe eilte. Ihr könnt Euch keinen Begriff machen, wie sehr mir das Elend der Frau zu Herzen ging, zudem war ja die Sache sehr schwierig. Was sollte ich thun? Ich hatte ja keine gewöhnliche Bettlerin vor mir, der man mit ein paar Groschen hätte ausseheln können — und ich dachte schon mit Schmerz daran, daß ich die Arme wohl ihrem herben Schicksal werde überlassen müssen, da kommt mir zum Glück die Idee, sie zu fragen, was denn ihr Mann eigentlich gewesen. Ein Künstler,“ antwortete sie schluchzend, „bis er blind geworden ist, auch hat er leidenschaftlich gesammelt und mit Bildern gehandelt.“ Nun begann mich die Frau natürlich noch mehr zu interessieren und sie erzählte mir auf meine Erkundigungen, daß sie natürlich schon Alles, was von ihrem Manne zurückgelassen war, verkauft habe. Immerhin dachte ich mir, konnte etwas übersehen worden sein, was für mich von Werth ist und noch langsam Ueberreden willigte sie ein, mich nach ihrer Wohnung zu führen. . . . Erklärte es mir, von dieser Stätte des Jammers zu erzählen. Es war wirklich nichts mehr übrig geblieben, als das nackte Elend. . . . Ich wollte schon fortziehen aus dieser unbehaglichen Umgebung, da bemerkte die Frau, in einer Schublade sei noch ein Stück bemalter Leinwand, wohl aber nicht viel werth, denn ihr Mann habe nur den Rahmen, der d'rum war, vor langer Zeit verkauft. Ich lasse mir mittheilen das „Stück Leinwand“ zeigen, und denkt Euch nur, was ich auf den ersten Blick entdeckte! Ein Kunsdael, ein echter prächtiger Kunsdael!

„Nicht möglich, ein Kunsdael!“ rief Michael, die Hände zusammenschlagend.

„Ist es auch wahr, ein Kunsdael?“ flüsterte Anton in andachtsvoller Bewunderung.

„Wie ich Euch sage, ein Kunsdael, ein besonders gut erhaltenes prachtvolles Werk. . . . Nun war ja die Sache für mich sehr klar. Der armen Frau mußte um jeden Preis geholfen werden. Was konnte ihr die alte Leinwand nützen? Sie brauchte Brod — Brod und Fleisch.“

„Großartig, Balthasar,“ rief Michael, „Brod und Fleisch, wahrhaftig großartig!“

„Also sage ich ihr, ich bin bereit, das Ding zu kaufen, wieviel sie denn dafür haben wolle. Die Frau mußte aber nicht zu fordern und bat mich, ihr zu geben, was ich für gut fände. Ich habe ihr fünfzig Mark gegeben. Fünf blanke Goldstücke. Die Augen hätten Ihr sehen sollen. Sie konnte vor Glück erst gar nicht sprechen, dann stieß sie über vor Dankesbezeugungen, und es hätte wenig gefehlt, sie wäre mir um den Hals gefallen. . . . Ich bin schleunig fortgegangen, um mich allen weiteren Gefühlsausbrüchen zu entziehen; ich bin kein Freund von solchen Sentimentalitäten. . . . Schließlich habe ich ja doch nur meine Pflicht und Schuldigkeit als Menschenfreund gethan.“

„Du warst immer ein Philanthrop, lieber Balthasar,“ meinte Anton bedächtig mit dem Kopfe schüttelnd.

Guido Kehler hatte die ganze Geschichte stumm mitangesehen. Er verspürte nicht die geringste Lust, ein Wort fallen zu lassen, wie er über die Frau und ihr Glück dachte, trotzdem es an ermunternden Winken aus den stolz dreinblickenden Augen Silvia's nicht fehlte. Er begann überhaupt so ein ganz sonderbares Unbehagen zu fühlen, die Leute, mit denen er am Tische saß, wurden ihm immer fremder, sie schienen ihm Alle aus einer anderen Welt zu stammen mit ihren Anschauungen und Empfindungen. Auch Silvia, sein Ideal. . . . Von wem? Fremder, ihn durchaus nicht ansprechender Seite lernte er sie jetzt kennen. . . .

„Und was hast Du denn mit dem Kunsdael angefangen?“ fragte Onkel Michael nach einer Pause, während welcher Mandelorte herumgereicht worden war.

„Ich habe das Gemälde restauriren lassen — hat mich dreißigjähriger Mühe gekostet — dann fand sich allerdings bald ein Liebhaber, der mir für das Bild dreißigtausend Mark gezahlt hat. Bedeutet doch, ein schöner Kunsdael! Ich habe auch die gute Frau nicht vergessen. Ich folgte einer momentanen weichen Regung und sandte ihr noch fünfzig Mark, ja wahrhaftig — noch fünfzig Mark!“

Ein Gelumme der Anerkennung ward am Tisch hörbar — Guido fühlte es eiskalt über seinen Rücken laufen.

„Aber damit ist es noch nicht zu Ende,“ rief Balthasar Gordi, „mein Geld scheint der Frau Glück gebracht zu haben. Sie ist auf's Land gezogen und hat eine kleine Gartenwirtschaft übernommen, die recht gut gedeiht.“

„Und wie dankbar ist sie dem lieben Papa noch heute,“ zwitscherte Silvia dazwischen. „Jedesmal, wenn sie nach der Stadt kommt mit ihren Gemüsen, spricht sie bei uns vor, bringt mir ein paar schöne Blumen und für die Küche prächtige Gemüse, Spargel, Erbsen, Artischocken, und sie nimmt nie einen Pfennig Bezahlung an. Oh, sie ist eine sehr liebe, gute Frau und weiß, was sie dem Papa verdankt.“

„Ja, ja,“ meinte Onkel Michael sinnend, indem er ein Glas Sekt bis auf den Grund leerte, „Wohlthun trägt Zinsen.“

Noch ehe der schwarze Kaffee gereicht wurde, hatte sich Guido Kehler empfohlen. Er schloß seine Kopfschmerzen vor, um sich unauffällig so früh entfernen zu können. Im Hause des reichen Balthasar Gordi ließ er sich aber nicht mehr blicken.

In der Stadt Telmessos in Pisidien ist kürzlich ein Grabstein aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert aufgefunden worden, auf dem in griechischer Sprache die Worte stehen: „Hier schläft der Schlaf der Ewigkeit ein Mann, dem die Mufen die Gabe der Rede gaben, Boethas liegend in süßem Honig.“ Die letzten Worte sind ganz wörtlich zu verstehen. Es ist hier zum ersten Male auf einem antiken Grabstein ausgesprochen, daß der Tote in Honig besetzt war. Aus zahlreichen Nachrichten bei antiken Schriftstellern folgt daselbe. Hoing oder Wasch war ein Hauptmittel bei der Einbalsamierung, welche sowohl zum Zweck der Beisehung im Grabe wie auch nur für die feierliche lange Ausstellung der Leiche vorgenommen wurde. In Hoing ruhten vielfach die alten Babylonier, Ethen und Perfer, auch die Könige von Sparta und Alexander der Große. Stets war es eine theure Bestattungsweise, die nur die Fürsten und Vornehmen sich leisten konnten. Sie müßten schon in der ältesten griechischen Sage eine Rolle. Glantos nämlich, ein Sohn des freischen Königs Minos, fiel als Anabe bei der Verfolgung einer Maus in ein Honigfaß und ertrank darin. Durch die Kunst eines Wahrsagers wurde er aber dort entdeckt und mit Hilfe einer Zauberwurzel wieder zum Leben erweckt.

## Neues Leben.

Novelle von Helene Lang-Ation.

Mit rasender Schnelligkeit eilte der Expresszug von Wien nach Selzthal und Aufsee durch die herrliche Graend Dicht gedrängt fanden die Reisenden an den Soupefenstern und warteten. „Sieh' nur, Alex, sieh'!“ rief ein junges Mädchen in gravem Lobesgewand und mit kleinem Zögerhüt: „Sieh' nur, wie schön, wie wunderschön die Berge sind!“

Und es war wirklich ein überwältigender Anblick, rechts und links die ungeheuren Bergriesen, mit dem ewigen Schnee eine Kette bildend, und tief unten neben dem Bahzuge, ganz im Gegenfug zu ihrer Großartigkeit, die mitlaufende, silberklare Quelle, die warmelnd Geschichten erzählt; man muß das Gesehen haben, um das Entzücken der Reisenden zu begreifen.

„Nein, Alex,“ rief wieder die Mädchenstimme, „wie glücklich bin ich, die Berge gesehen zu haben! Ich habe ja gar nicht gemerkt, wie wunderschön die Welt ist,“ und sie drückte dem Bruder mit freudbestrahltem Gesicht begeistert die Hände.

„Jetzt, meine Herrschaften, aufgepaßt,“ sagte eine sonore Männerstimme, „jetzt, wenn wir um die Ecke biegen, kommt das Schöne von's Gama.“

Alle reckten die Hälse und standen in fast athemloser Erwartung. Das junge Mädchen hatte sich ganz dicht an das offene Fenster gestellt, es sollte ihr nichts entgehen. Es war ihre erste große Reise und wieviel sie die letzte, und da wollte sie so viel wie möglich schöne Eindrücke sammeln, alles Herrliche, Wunderbare in sich aufnehmen, um dann im kleinen Heimatsstädtchen von der Erinnerung zehren zu können.

„Jetzt!“ erscholl die Männerstimme wieder, und blitzschnell bog sich der junge Mädchenpost mit dem Jägerhut zum Fenster hinaus.

Der schneidende Wind piffte ihr in's Gesicht. Ein markerschütternder Schrei folgte: „Am Gotteswille, Adi, was ist Dir?“ und besorgt hielt der Bruder die fast Ohnmächtige in den Armen.

Alle wandten sich erschreckt der Gruppe zu. „Was ist Dir, Kind, sprich?“ Sie hatte sich etwas erholt und stammelte: „Ich weiß nicht, es stach mich so furchtbar in den Augen. Und wie schade, daß man nun doch nichts sieht, daß wir gerade jetzt in den höchsten Tunnel einfahren müssen. Wo bist Du denn, Alex, Du weißt, ich ängstige mich, wenn es dunkel ist.“ Entsetzt starrte alles auf das junge Mädchen. Beraessen war die Landschaft, die herrliche Natur. Was sprach sie da von Finsterniß und Dunkel, da doch die Sonne so strahlend schien. „Wo bist Du, Alex, ich fürchte mich.“ „Hier, mein Kind.“ Mit fast erschütterter Stimme kamen die Worte aus dem Munde des jungen Mannes, der ganz fassungslas auf seine Schwester starrte.

einigen Wochen wieder gut wird. Es dürfte ein plötzliche Lähmung des Sehnervs sein, die bei sofortiger ärztlicher Behdlung sich halb beheben läßt.“

Er sagte es im zurechtstichtesten Tone und rante wirklich die Genauigkeit zu sehen, wie sich die Hoffnung der a men Blinden und ihres Bruders belohnte.

Daraufhin sah er ihr noch selbst in die Augen. Als er seine tröstenden Worte wiederholte, hatte jedoch seine Stimme einen unrichtigeren, belegten Klang, der den beiden so tief erregten Menschen nicht auffiel. Desto mehr hörten die Umstehenden den Zweifel heraus fühlen, wie der Tröster wenig Tröstliches gefunden. Aber Alles war ihm für sein Eingreifen, für sein Milde dem qualvollen Scene dankbar.

In Abmont verließen die Geschwister den Zug, begleitet von der aufrechten Theilnahme der Mitreisenden. Alle sahen ihnen traurig nach, als der Traurigste der alte Arzt. Er hatte nicht die geringste Hoffnung. In den allerjüngsten Fällen ist eine so totale, plötzliche Erblindung heilbar.

Ein Augenlicht, das langsam erlischt, kann durch die Kunst des Arztes wiedererobert werden, aber so — armes, kleines Mädchen. Sie würde wohl kaum die Welt, die sie so wunderbar gefunden, und die Berge, die deren Anblick sie so in Entzücken geriet, jemals wiederzusehen.

Donnernd fuhr der Zug weiter. Ein Jahr später finden wir Adi im Sanatorium des Doktor Huber bei Wien. Sie war noch immer blind und kein Mensch hätte in dem bleichen, elend aussehenden und müden Mädchen das thaurische Geschöpf aus dem Expresszug wiedererkannt.

Sie hatte sich in ihr trübseliges Schicksal, so gut es ging, gefügt und klagte niemals. Sie wollte die Herzen der Andern, deren Liebling sie war, und die unter dem schweren Verhängniß, das sie getroffen, namenlos litten, nicht noch mehr bedrücken. Sie heuchelte eine Ruhe und Heiterkeit, die sie nicht besaß, und sprach von Besserwerden zu einer Zeit, wo sie selbst nicht die geringste Hoffnung mehr hegte.

Ein junger Arzt hatte ein großes Sanatorium für Augenranke in der Nähe der Hauptstadt aufgemacht, und so sehr er auch angefeindet wurde, man erzählte sich Wunderkuren von ihm.

Alex war zu den Ferien gekommen und sprach darüber, Adi wollte davon nichts hören. Was war schon alles gezeichnet? Wie viele Autoritäten schon bezeugt? Alles umsonst. Vertöhlungen auf später — Worie ohne jeden realen Untergrund. Ein Freund des Hauses hatte durch Zufall Gelegenheit, mit dem Besizer des Sanatoriums zusammenzukommen, und hatte mit ihm von Adi und deren tragischem Schicksal gesprochen. Der Fall interessirte den Arzt. Daß viele Aerzte die Behandlung, den operativen Eingriff, als aussichtslos zurückgewiesen, reizte ihn. Er mußte die Blinde sehen. Er ließ sich die Abreise geben und schrieb an Adi's Eltern, die eben auffordernd, ihm die Tochter zu bringen.

glückte Operation könnte Sie entstellen. Wollen Sie mir trotzdem die Operation gestatten?“

„Ja, ich thue alles, was Sie wollen.“

Waren es die schlichten, einfachen Worte, die grenzenloses Vertrauen, vielleicht noch mehr vertieften, die den Mann vor ihr so tief berührten, daß er sich neigte und flüchtig mit dem Munde ihre Seiten streifte?

Sie blieb ganz still, ohne seinen Gutenachtgruß zu erwidern. Ein glückseliges Lächeln über das ganze Gesicht, so sah sie dem kommenden schweren Tag entgegen. Was er brachte, wie es ausfiel, es kam von ihm — von ihm —

Die Operation war beendet und glänzend geglückt. Adi hatte einen Augenblick gesehen, ihren gesunden, seinen Anblick in ihre Seele aufgenommen, ehe sich die schwarze Binde auf ihre Augen senkte. Jetzt nur Ruhe, große Ruhe, dann war alles gut.

Er kam oft, sie fühlte auch, weshalb er kam. Er sprach nicht darüber, denn jede Aufregung, auch die freudigste, konnte schaden. Sie hatte große Schmerzen, aber sie leugnete sie, auch die schlaflosen Nächte gab sie nicht zu. Nichts durfte ihn beunruhigen, und sie mußte, daß er Alles mit empfand. Sie fühlte sich eins mit ihm, daß sie seine Gedanken errieth, seine Anordnungen befolgte, ehe er sie ausgesprochen.

Und als die Binde fiel und sie sah — und nun doch die Aufregung, die Thränen kamen, da kniete ihr Kneiter zu ihren Füßen und hielt sie im Glückseligkeit fest, um sie nie mehr zu lassen. Das Elend fiel von ihr ab, das Elend, das sie jetzt seante, weil es ihr den Mann ihrer Liebe und das Glück gebracht hatte.

Ein französischer Offizier über das deutsche Weib. Der französische Oberstleutnant Rouffet schildert im „Gaulois“ in bemerkenswerther Weise die Eintride, welche Weib in seiner heutigen Verfassung in ihm hervorgerufen hat. „Auf den ersten Blick,“ so schreibt der französische Offizier, welcher früher in Metz stationirt war, „scheint die Stadt keinerlei Veränderungen erfahren zu haben; es ist das alte, schöne Metz mit dem wunderbaren Panorama seiner Umgebung und mit seiner prächtigen Kathedrale. Um so größer ist die Umgestaltung im inneren Leben der Stadt.“ Obwohl sie hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen ist, daß das deutsche Element die Oberhand gewonnen hat, kann Rouffet doch nicht umhin, zu gestehen, daß der allgemeine Eindruck heute ein sehr günstiger ist. Alles, was man sieht, athmet Kraft und Solidität. Die Macht der neuen Staatsverwaltung äußert sich überall; in der Haltung der Beamten, in der Ruhe der Schulleute, in der Regelmäßigkeit jedes öffentlichen Dienstes, ja selbst in dem ruhigen Aussehen der Männer. Hier sieht man nur ruhige Leute von starkem Selbstbewußtsein, welche auf die sie beschützende Regierung vertrauen. Rouffet ist geneigt, diese Blüthe der heutigen Bevölkerung von Metz hauptsächlich auf die Verfassung und Regierungsform Deutschlands zurückzuführen. Wenn die Separationsgefühle und die Schmachtnach Frankreich bei der eilfährigen Bevölkerung heute zurückgegangen sind, so erklärt dies Rouffet gleich Barres durch die Corruption der republikanischen Regierung jenseits der Vogesen; die Offiziere fühlen es, daß sie jetzt einem ruhiger und besser regierten Staatsorganismus angehören. Dies läßt die alte Proteffbezeugung erkennen, umso mehr, als das „Joch“ der Deutschen immer milder wird. Auch die ausgezeichnete Haltung der Offiziere erscheint Rouffet als eine Folge der gestärkten Verhältnisse, in denen sie leben. „Es giebt wohl nirgends ein schöneres Offiziers-„Corps,““ gesteht der französische Oberstleutnant. Diese folgen und imponirenden „Kostüme“, welche einfache, aber lackellos correcte Uniformen tragen, machen, wenn sie die Straßen von Metz durchschreiten, den Eindruck einer triumphirenden Stärke, welche in ihrer überlegenen sozialen Stellung wurzelt. Wenn sie nicht die Eleganz des französischen Offiziers haben, so verrathen sie andererseits auch nicht seine nervöse Unruhe; man sieht, daß sie nicht von Mißhären abhängen, welche in ihrem Parteifanatismus jeden Augenblick die tüchtigsten Offiziere suspendiren können, daß sie nicht gelegentlich, oft wechsellenden Herrschern unterliegen, sondern nur Gott und ihren Vorgesetzten.

Unter Dienstboten. Marie: „Ist Deine Gnädige geizig?“ Anna: „Na, das siehst Du ja an den Kleidern, die ich trage.“

Abweien. Stroch: „Wollen Sie mir det Haar schneiden?“ Barbier: „Nein, mit so'n faulen Kopp mag ich nicht zu thun haben.“

Gesicht ausgewichen. Vater (des Mädchens): „Und wie steht es mit dem Vermögen?“ Brautwerber: „Vermögen? Ja, das muß allerdings besprochen werden; wieviel geben Sie denn Ihrer Tochter mit?“